

ton wie die anderen draußen in ihren Kohlenkellern. Wenn es grollt, daß die Erde bebt, ist der Pikkolo ein kleiner Junge, und ein Oberkellner denkt vielleicht an seine Familie, die in einem schlechteren Keller kauert.

Rubinstein hat neben dem Offizier Platz genommen in der besseren Gesellschaft. Er sieht nackte Frauenschultern in tiefen Rückenausschnitten, Perlenketten um Schwanenhälse und Armbänder, die funkeln. Das hat er lange nicht mehr gesehen. Niemand scheint ohne Gepäck zu sein. Überall stehen Lederkoffer. Die aufgeregten Stimmen, sie schluchzen und beruhigen, wie überall im Reich, wenn die Bomben fallen. Aber hier mischen sich fremde Sprachen in das Jammern. Daß es noch Touristen gibt in Berlin! Es werden Diplomaten sein, Korrespondenten. Aber die beiden älteren Damen vor ihm sprechen wirklich italienisch.

»Und dann«, sagt Rubinstein, »die Bomben.« Er sagt: »Es hat gewackelt.« Er kannte inzwischen das Krachen und Bersten von Kellern, wo es knackt in den Wänden, die Erde zittert, und die Decke rieselt, wo es donnert und scheppert, daß die Menschen einander festhalten, daß sie beten, wimmern. Aber auch hier sind plötzlich alle Ketten und Armbänder wertlos, in den Gesichtern steht weiße Angst, kalter Schweiß, das Make-up ist derangiert, und niemand denkt daran, sich frisch zu machen. Egal wieviel Meter Beton darüber sind.

Die beiden Damen aus Italien haben einen guten Schneider. Er verarbeitet exzellente Stoffe. Sie tragen schöne Kolliers, Ringe an den Händen. Sie gehören noch nicht zu den Verlierern dieses Krieges.

Vor Rubinstein sind die Koffer aufgebaut, die sie mit heruntergeschleppt haben, und die Taschen. Rubinstein denkt an die polnische, die russische, französische und die vielen anderen Sprachen in der Stadt, die er in der Fabrik, in den U-Bahn-Tunneln der Friedrichstraße und in den Verschlagen hört, über die nicht meterdick Beton gegossen ist. Seine Hand schlängelt sich in die Taschen. Er schnappt zu, fühlt, daß es ein guter Griff ist, er steckt die Hand in seine Jackentasche. Es wird guter Schmuck sein, er braucht ihn sich jetzt nicht anzusehen.

Die ganze Zeit sieht er auf den Offizier. Aber der blickt sich noch immer staunend unter den Hotelgästen um. »Wenn der gewußt hätte, wen er da neben sich sitzen hat«, sagt Rubinstein. Vor dem Offizier

wäre ihm sein Diebstahl peinlich gewesen. Aber die Damen hatten ja so viel davon.

Den Offizier hat Rubinstein in die Wohnung gebracht. Er hat ihm Werners Bett bezogen. »Er hat uns gebracht wunderbare Nachrichten, daß die Deutschen haben keine Munition, sich zu verteidigen, und die Russen kommen bald.«

XXIX

Es war drei Jahre nach dem Krieg. Da fiel diese alte Frau in dem schmutzigen Kleid vor Rubinstein auf die Knie, sie hielt ihn fest und flehte ihn an: »Nur Sie können meinen Sohn retten!« Ihr Sohn war mit einer Pistole festgenommen worden. Darauf stand nach alliierterem Recht die Todesstrafe. »Das Mamachen mir hat getan so leid«, sagt Rubinstein, »ich habe gedacht an meine Mama.« Da ist Rubinstein zur Polizei gegangen. »Ich weiß nicht. Ich habe ein Herz für alle. So viele Menschen kommen an mich heran.« Und auf der Wache hat er gesagt, daß die Pistole ihm gehöre. Er habe sie im Krieg bei sich getragen, um sein Leben als verfolgter Jude zu schützen. Jetzt habe er sie dem jungen Deutschen zur Reinigung gegeben.

Damit hatte der verfolgte Jude geglaubt, wäre der Fall erledigt. Sie könnten ihm doch nicht vorwerfen, eine Pistole zu besitzen. Aber die Briten legten ihm Handschellen an und brachten ihn in das Untersuchungsgefängnis Moabit. Tagelang wurde er verhört. »Woher können Sie englisch, französisch, spanisch, und woher russisch? Wo haben Sie gelebt?« Rubinstein war ein verdächtiges Subjekt, und er sagte: »Das habe ich schon dreimal gesagt, und für ein viertes Mal sind Sie mir zu pissig.«

Nach drei Monaten Untersuchungshaft stand er vor den Richtern mit den weißen Perücken. Der Vorsitzende Richter hob den Hammer und verkündete das Urteil. »19 Monate«, schimpft Rubinstein, »und die drei Monate Untersuchungshaft nicht eingerechnet. Dieser verfluchte englische Richter. Was hatte er für ein Recht, mich einzusperren?«

Dann genießt er es wie eine Anerkennung: »Dann ich saß in einem

Blechauto und fuhr zum Gefängnis in der Lehrter Straße. Die haben Lunte gerochen, daß ich war ein Agent im Krieg.«

Neben ihm im Transporter hockte ein junger Kerl. Er hatte bei einem Raubüberfall einen Polizisten erschossen.

Rubinstein hat ihn wenig später noch einmal gesehen, als er über den Hof geführt wurde. »Die Fenster waren offen, es waren keine Scheiben da, nur Gitter, weil Sommer war. Und ich habe gewunken, und der hat noch einmal gewunken, und da haben die ihn gebracht zur Guillotine.« Da war der Tänzer doch ganz froh, daß er die Pistole auf seine Kappe genommen hatte, auch wenn sich der wirkliche Eigentümer dafür nicht einmal bei ihm bedankte.

Es war wie ein Lauffeuer durch die Zellen gegangen. Der Jude saß unschuldig für einen Deutschen. Hauptwachtmeister Bartsch ernannte ihn sofort zum Kalfaktor, und bald war Rubinstein der Engel aller Gefangenen. Es gab keine Zellentür, an der nicht ein kleines Geschäft zu machen war. Er versorgte Schwarzmarkthändler und Ganoven, Harry aus dem Sudetenland und den, der sich als ein jugoslawischer Prinz vorstellte. Rubinsteins Zellentür war immer offen, was die Berliner Schwarzmärkte hergaben, war bei ihm zu haben. Es war die Zeit der Luftbrücke, über dem Gefängnis schwebten die Rosinenbomber ein und versorgten den eingeschlossenen Teil der Stadt mit Lebensmitteln.

Mehrmals schaute ein britischer Offizier in seiner Zelle vorbei. Es standen zwei Stühle in der Zelle, die drei Mitgefangenen waren zur Arbeit gegangen. Da setzte sich der Engländer Rubinstein gegenüber. »Sprechen Sie deutsch?« fragte der Brite mit englischem Akzent. Und Rubinstein sagte: »Als jüdisches Kind muß man gut verstehen deutsch.«

Die Schachtel Players in der linken Uniformtasche blinzelte Rubinstein zu. »Ich habe gehabt so einen Schmach auf die Zigaretten. Und ich habe gesehen, daß er extra gemacht, mit der Schachtel.« Der Brite schmunzelte. »Wenn Sie lachen«, sagte der Gefangene, »soll ich mich bedienen selbst.« Er zupfte an der Uniform und hatte die Schachtel in der Hand. »Sorry«, sagte der Gefangene, »I haven't any matches.« Da hatte er die Streichhölzer schon aus der rechten Uniformtasche gezupft. Und weil er ein höflicher Mensch geblieben war, bot er dem Offizier auch eine Zigarette an. Aber der sagte: »Thanks, I don't smoke.«

Und dann sagte der Brite: »Sie brauchen nur zu unterschreiben und können sofort mit mir aus der Zelle gehen.«

Aber Rubinstein wollte nicht aus der Zelle gehen, denn der Weg sollte über Polen führen bis Rußland. Er wollte nicht dorthin, auch nicht für die Engländer und alle Pfundnoten der Welt. Früher, sagte Rubinstein, hätten sie alle gegen Hitler gekämpft. »Aber jetzt ich zähle die Flugzeuge, die Kohlen schleppen jeden Tag und Fresserchen. Ich weiß, wie gut die Nazis werden ernährt von den Amerikanern.«

Die Fingernägel klopfen Funkgeräusche auf den Küchentisch, die Zunge formt Frequenzstörungen, in der Küche rauscht jetzt ein Sender. Das Gerät steht auf Empfang. Die Hände drehen an einem imaginären Rädchen.

Dann ist Rubinstein wieder in der Villa in der Nähe von Saska Kempa, einem grünen Vorort von Warschau. Er geht die Treppe hinauf. Aus dem Fenster sind Bäume zu sehen. Hinter dem Grün fließt die Weichsel. Der Mann, der ihn hinaufführt, der Posten an der Tür, alle Figuren bleiben dunkel. Aber da oben, unter dem Dach, Rubinstein erinnert sich genau, da war der Sender.

Die Villa war nicht weit entfernt von der Scheune, von der er die Agenten abholen sollte, als der junge, deutsche Soldat tot am Weg lag. Bei dem Toten klart die Erinnerung über Saska Kempa auf wie ein Spätsommernebel in der Mittagssonne. Rubinstein erzählt diese Szene mit dem toten Soldaten immer wieder; die mit dem Sender erzählt er niemals zu Ende. Und in Miejsce Pistowe? Der Sender paßte in einen Koffer. Der Engländer hatte ihn mitgebracht, der mit dem Fallschirm gelandet war. Gleich neben dem Männerkloster.

Und die Männer in Werners Wohnung in Berlin, der Tscheche, der Russe, der Pole. Zeitweise lebten sie zwischen 1942 und 1944 zu viert in der Urbanstraße 183. Rubinstein nennt auch sie »Agenten«. Sie gingen auf Socken. Wenn sie vor der Tür Schritte hörten, verschwanden sie auf die Hintertreppe. Alles war genau festgelegt. Die Klopfzeichen an der Tür, das Telefon sechsmal klingeln lassen, dann den Hörer abnehmen, nicht melden.

»Geh nicht zurück!« hatte er den Russen 1945 beschworen. Aber er war ein überzeugter Kommunist. »Väterchen Stalin, das ist ein Mörderchen Stalin«, hatte Rubinstein ihn gewarnt. Aber der Genosse brauchte gar nicht zu gehen. Er wurde 1945 abgeholt von russischen

Militärs. Rubinstein hat nie wieder ein Lebenszeichen von ihm erhalten. Auch von dem Polen nicht. Nur der Tscheche lebte, er hatte später eine Adresse, nicht weit vom Wenzelsplatz in Prag.

Rubinstein wollte nicht zurückgehen.

Und die Sopranistin Eva Bandrowska Turska, die ein Gastspiel in Berlin gegeben hatte, kurz nach dem Krieg, hatte Rubinstein gewarnt. Sie hatte im polnischen Konsulat gewohnt. Er war mit einem großen Blumenstrauß zu ihr gegangen, um sich für den Namen Turski zu bedanken, der ihn durch den Krieg getragen hatte. Sie sind zusammen spazierengegangen, weil die Sängerin sich fürchtete, im Konsulatsgebäude zu reden. »Herr Rubinstein«, sagte sie, »warum wollen Sie nach Polen gehen? Sie werden Ihre Schwester nicht finden.«

Ilona Harlow hatte im Kranzler gesessen. Sie war eine der wenigen, die er während des Krieges in Berlin wiedergetroffen hatte, die er aus den Jahren kannte, die er die »Glanzzeit« nennt. Die Tänzerin war mit ihrem Partner Alexander Vadé aufgetreten. Sie waren ein hinreißendes Paar, sie blond, im engen Kleid, er dunkler, immer im Frack, deutet einen Handkuß an, sie dreht sich leicht, er tritt seitlich an sie heran, und ihre Bewegungen verschmelzen im Tanz zu einer. Ilona Harlow war Berlinerin. Alexander Vadé war russischer Emigrant.

Sie haben beim Kranzler nicht viel miteinander gesprochen. Aber Rubinstein vermutete, daß sie ihn irgendwo versteckt hielt. Sie hätte sonst sagen können, wo er war.

So hat er Alexander Vadé erst nach dem Krieg wiedergetroffen. Rubinstein hat ihn davor gewarnt, nach Rußland zurückzugehen. »Bleib hier«, hatte er ihn angefleht, »alle, die gehen, werden erschossen. Du bist russischer Emigrant, laß die Hände von der Sowjetunion.« Irgendwann bekam er einen Brief, der aus Rußland geschmuggelt worden war. Rubinstein sollte ihm Kaffee schicken. Die Adresse war ein Lager irgendwo in Sibirien.

Und jetzt wollte dieser Engländer Rubinstein nach Polen schicken. »Wir haben gekämpft gegen den Faschismus, und da in Polen ist wieder Tyrannei.«

Rubinsteins Agenten erwachsen meist aus Situationen, aus Umständen, Konstellationen. Die Frau mit dem Tuch, die ihn auf dem Friedhof abholte und in Werners Wohnung brachte. Sie haßte Hitler,

hatte Mann und Söhne an der Front. Früher hatte sie einmal an die Arbeiterbewegung geglaubt. Sie half Rubinstein. Sie wußte auch von den anderen Männern in der Wohnung. Wenn Rubinstein sie Agentin nennt, so soll es eine Auszeichnung sein.

»Agenten und Partisanen«, sagt Rubinstein, »haben den Krieg gewonnen.« Er sagt den Satz oft. Das ist der Krieg, wie Rubinstein ihn in Polen gesehen hat, weit hinter der militärischen Front. Ein Krieg, der eine Bürokratie der Vernichtung war, erlebt als Willkür, Irrsinn, etwas, daß sich Menschen nicht vorstellen konnten, es nicht glaubten und in die Waggonen stiegen. In Berlin sah Rubinstein Tausende Kilometer entfernt von den Soldaten Frauen und Kinder unter Trümmern liegen. Auch dies war eine grausame Front.

»Es war ein Agentenring«, sagt Rubinstein. Aber es gibt keine Namen, nur Situationen. Die Gedächtniskirche schaffte solche Situationen. Jeden Tag, sagt Rubinstein, sei er dort gewesen. Leute kamen herein. Man saß nebeneinander, tuschelte. Nachrichten wurden weitergegeben, Depeschen. Manchmal vermischen sich in seinem Gedächtnis Schwarzmarktgeschäfte in der Zwangsarbeitergesellschaft mit Agentenaufträgen.

So bleibt die Agentenwelt unbestimmt. Nachfragen gehen ins Leere. Agenten sind nicht greifbar. Es gibt keinen eingetragenen Verein mit einem Namen. Es gibt keinen Geheimdienst einer anderen Nation, den Rubinstein benennen könnte, oder will. Es gibt keinen Geheimauftrag einer Majestät. Es existiert nur ein Geheimnis, das sie alle umgibt. Vielleicht hätte Kurt Werner es lüften können. Oder auch nicht.

Vielleicht der Mann, der in Sopot lebte. Sylvin Rubinstein wollte ihn noch einmal sehen, er hatte Nachricht bekommen, daß der alte Gefährte auf dem Krankenbett liege. Da ist er in den Nachtbus gestiegen, der von Hamburg nach Danzig fährt. Er ist allein gefahren. Von dort ist er weiter nach Sopot gezockelt, den alten Badeort an der Ostsee. Er ist zu spät gekommen. Der Freund aus Krosno, ein Deutscher, der eine Polin geheiratet hatte, ist im Sommer 2000 gestorben. Seine Kinder sagten, ihr Vater hätte noch viele Papiere verbrannt, als er schon sehr krank gewesen sei.

Für immer im Gedächtnis bleiben wird Rubinstein die Episode mit der Frau mit dem grünen Turban. Sie fällt ihm wieder und wieder ein

in ruhelosen Nächten. Den ersten Teil davon erzählt Rubinstein gern. Sie würde mit der Bahn ankommen, das wußte er, am Zoo. Er sollte sie abfangen in der Joachimstaler Straße. Das Tuch des Turbans würde über der linken Schulter hängen.

Aber es kam keine Frau mit einem Turban. Er ging die Joachimstaler Straße auf und ab. Vom Café Kranzler den linken Bürgersteig zum Zoo. Vom Zoo den anderen Bürgersteig zurück an der Greiffbar vorbei. Er wartete an der Ecke Kantstraße. Er ging hinüber zur Opera in der Kantstraße und zurück zum Zoo. Er war nervös. Hatte er sie verpaßt? War etwas passiert? Wie lange sollte er die Straße auf und ab laufen? Er konnte nicht vor dem Bahnhof herumlungern. Irgend jemandem würde er auffallen. Dann würde einer dieser Herren im Ledermantel kommen. Also zog er weitere Kreise um den Bahnhof.

Da sah er sie. In der Joachimstaler Straße. Der grüne Turban, ein Gang, so schweben Göttinnen. Sie war jung, er schätzte sie auf Anfang Zwanzig. Er überquerte die Straße, so daß er hinter ihr lief, er ging schneller, bis er auf gleicher Höhe war. Er nannte die Parole, ging an ihr vorbei. Sie folgte ihm. Niemand schien sie zu beobachten. Er bog in den Kurfürstendamm ein. In der Uhlandstraße setzten sie sich in ein Café.

Jetzt sah Rubinstein ihr zum ersten Mal in die Augen. Dunkle Augen. »Oigen«, sagt Rubinstein, »wie das glücklichste Berlin in Friedenszeit.«

Rubinstein weiß nicht, was sie für Informationen brachte. Er gab nur etwas weiter an jemanden in der Gedächtniskiche. Die Agentin mit dem Turban brachte er zu einer Adresse in Charlottenburg. Rubinstein wünschte sich, er würde sie einmal wiedersehen. Heute sagt er: »Es gibt solche Menschen, die sind von Gott extra auf die Erde geschickt.« Sie war so ein Engel.

Er sollte den Engel wiedersehen. Das ist der zweite Teil der Begegnung mit der schönen Frau. Diesen erzählt Rubinstein sehr leise. Lange Zeit wollte er nicht darüber reden.

Sie gingen auf dem Kurfürstendamm spazieren. Die Menschen mußten ihr nachsehen, dieser Erscheinung in ihrem Fuchsmantel, welcher Mann hätte an ihr vorbeisehen können? Ihr Deutsch war fließend, und Rubinstein hörte keinen Akzent. »Nicht so wie ich, ein bißchen jiddisch.« Zuerst hatte sie Rubinstein auf russisch ange-

sprochen. Aber er glaubt, daß sie eine Polin war. Sie gingen auch durch die Meinickestraße. Dort gingen sie immer besonders langsam.

Rubinstein weiß nicht einmal einen Namen. Er glaubt, daß sie auch nie einen genannt hat, nicht einmal einen falschen. »Aber sie hat mir auch verrückt gemacht mein Herz.«

Drei Wochen wurden ihm mit ihr geschenkt. Keusche Wochen. Aber innerlich brannte er. Rubinstein hätte alles für sie getan.

Was sie verlangte, war viel. In der Meinickestraße Nummer 10 war ein Büro der Gestapo. Es war eine Außenstelle der Zentrale in der Prinz-Albrecht-Straße. Dort, sagt Rubinstein, saßen »die Judenjäger«. Die Schöne mit dem Turban jagte einen von ihnen. Er hatte Geburtstag. Sie kannte das Datum. Sie wußte viel über ihn. Vor dem Gebäude stand keine Wache. Sie hatten einen großen Blumenstrauß besorgt.

Die Göttin stand mit den Blumen vor dem Gestapo-Beamten, sie lächelte ihn an. Sie hatte so wunderschöne Augen. Sie waren das letzte, was der Gestapo-Beamte sah. Hinter dem Strauß hielt sie eine Waffe.

Es war ein lauter Knall gewesen. Sie hasteten in Richtung Kurfürstendamm. Sie waren nicht gelaufen, nur eilig gegangen. Niemand war hinter ihnen. Es war sehr schnell passiert. Auf dem Boulevard mischten sie sich unter die Passanten. An der Fasanenstraße schlenderten sie schon wieder. Rubinstein zündete eine Zigarette an, eine Juno, und sagte: »Ich danke dir, großer Gott, daß du warst dabei.« An der Uhlandstraße trennten sie sich. Rubinstein sah die Göttin niemals wieder.

Das erzählt Rubinstein von der Frau mit dem Turban. Er datiert die Begegnung auf 1944. »Wer das alles nicht erlebt, der kann begreifen nicht. Da warst du so patriotisch und so hart. Da hast du gelebt, und gleich warst du vielleicht tot. Aber das Schicksal wollte nicht, daß ich verlasse die Erde.«

Tatsächlich befand sich damals eine wenig bekannte Außenstelle der Gestapo in der Meinickestraße 10. Dort war auch ein Referat untergebracht, dessen Funktion die Verfolgung der Juden war. Es gab noch andere Referate in dem Haus. Eines arbeitete an Plänen für einen Separatfrieden, den das Deutsche Reich mit Polen abschließen sollte, um gemeinsam Front gegen den Bolschewismus zu machen.

Der Historiker Michael Foedrowitz hat aus den Todesanzeigen der internen Mitteilungsblätter der Gestapo 52 Beamte der Gestapo herausgesucht, die bei der Erfüllung ihres Dienstes 1944 in der Reichshauptstadt Berlin starben. Bombenopfer wurden extra benannt. Die meisten Beamten wurden erschossen, als sie versuchten, Flüchtlinge festzunehmen.

Rubinstein erzählt jetzt auch von dem russischen Lokal, nicht weit entfernt vom Franziskuskrankenhaus. Es hieß Rodina oder ähnlich. Es war übriggeblieben aus einer anderen Zeit, als noch russische Emigranten Lokale in Berlin betrieben. Rubinstein traf dort Verbindungsleute aus dem Ostarbeitermilieu, er machte häufiger Geschäfte dort. Jetzt fielen ihm zwei Männer auf, die kurz nach ihm das Lokal betreten hatten, sie paßten nicht hierher in ihren Gummimänteln. Er verdrückte sich auf die Toilette. Sie folgten ihm. Es gab in der Toilette ein Fenster zum Hof. Er riß es auf. Da standen die beiden Männer schon hinter ihm.

Aber Rubinstein hatte die Pistole in der Hand. »Ich habe geschossen, zweimal, fix und fertig ins Gesicht.« Auch auf den zweiten Polizisten hat er geschossen. Auch der konnte nicht einmal mehr seine Waffe ziehen. »Wenn die Meute jagt«, sagt Rubinstein, »sie denkt nicht, daß der Fuchs hat Zähne.«

Rubinstein sah nur noch das Fenster. Er sprang raus aus dem Hof, in einen anderen Hauseingang.

»Dann es hat gegeben große Aufregung«, sagt Rubinstein, Das Lokal wurde geschlossen. Auch das war irgendwann später im Jahr 1944. Oder war es schon 1945?

XXX

Juli 1944: Das Attentat auf Adolf Hitler war gescheitert. Rubinstein bekam eine Nachricht, er sollte seine Unterkunft in der Urbanstraße räumen. Rubinstein weiß nicht, ob es Zufall war oder ob es einen Zusammenhang mit dem gescheiterten Attentat gegeben hatte. Er kam bei der Familie Müller unter, schlief für einige Tage hinter dem Gemüseladen in Berlin-Wilmersdorf.

Unabhängig davon, aber zeitgleich gab es Kontrollen der Gestapo in der pharmazeutischen Fabrik in Tempelhof. Rubinstein sagte sich, »geh ich besser teilachen«. Er stellte sich an eine Maschine und rampte sich einen Abfüllstutzen in die Hand. Der Vorarbeiter Ernst Richter schickte ihn zu einem Doktor Richter, einem Freund von Kurt Werner. Der stellte bei dem leichtverletzten Ostarbeiter um sicherzugehen auch noch ein Magengeschwür fest und eine leichte Lungenerkrankung und überwies ihn in das Franziskuskrankenhaus in der Burggrafenstraße, nicht weit vom Zoo.

Es war eine kleine Klinik, mit zusätzlichen Belegbetten niedergelassener Ärzte. Die Krankenpflege lag in den Händen der Schwestern des Franziskanerinnen-Ordens in Thuine.

»Es war ein großes Asyl, für Juden und andere unglückliche Menschen, die haben gezittert um ihr Leben«, sagt Rubinstein. Er fühlte sich sicher bei den Nonnen.

Er teilte ein Zimmer mit einem deutschen Patienten. Der Mann hatte schwere Verbrennungen am ganzen Körper, das Gesicht verkrustet, entstellt, ein Bombenopfer, wie es viele gab in Berlin. Seine Frau besuchte ihn, sie saß lange an seinem Bett, und Rubinstein sagte: »Es ist ein furchtbarer Krieg.« Sie nickte und weinte, obwohl sie gekommen war, um zu trösten.

Da wagte sich Rubinstein weiter vor: »Daß die Regierung die Menschen so wenig schützen kann.«

»Ich hasse die alle!« sagte sie. »Sollen die Bomben doch lieber die Bonzen treffen!«

»Sei ruhig!« sagte ihr Mann, der erschrocken war über den Ausbruch seiner Frau.

»Sie brauchen kein Angst vor mir zu haben. Ich bin Ausländer.«

Dann fluchten sie zu dritt über Hitler und seine Bande. Von dem Moment an hat Rubinstein dem Zimmergenossen geholfen, wenn er auf die Toilette mußte. »Du bist kein Nazi-Schwein«, hatte Rubinstein gedacht, »du bist ein Mensch.«

Woche um Woche blieb der Patient Turski, er bewegte sich in der ganzen Klinik. Stunden saß er täglich in der kleinen Krankenhauskapelle. Sein Schutzengel war Schwester Teresita.

Er versuchte sich nützlich zu machen, wienerte emsig, um diesen häßlichen Fleck vom Altar zu putzen, aber Schwester Teresita lachte und sagte: »Gott hat den Fleck gemacht. Du wirst ihn nicht wegbe-

kommen. Er ist im Stein.« Rubinstein mochte die jungen Schwestern, die Teresita, die liebe Gerburgis und besonders die Stanislawina aus der Bäckerei. Sie steckte ihm oft etwas mehr Brot zu.

Einmal hat er für sie getanzt, er hatte Pluderhosen an, und die Schwestern haben gelacht und applaudiert.

Rubinstein schwärmt von den wunderbaren Ärzten, Herrn Professor Himmelreich. Er hatte zwei Söhne. Sie waren beide bei der Flak auf dem Bunker am Zoo. Eine Bombe traf den Geschützturm, und der Professor, der keine Söhne mehr hatte, hat geschrien durchs ganze Haus. Die Frau Doktor Dahlem hat Rubinstein sehr verehrt, er hat ihr auch einen Ring geschenkt. Sie wollte ihn nicht annehmen, aber worauf Rubinstein besteht, darauf besteht er. Doktor Barrault war mit einer Jüdin verheiratet. Aber es war noch ein anderer Arzt dort. Alle zitterten vor ihm, vor allem die Schwestern. Ein Goldfasan, so nannten die Berliner damals die Nazi-Funktionäre, wegen ihrer goldbraunen Ausgehuniformen. Er durfte nichts erfahren von den Patienten, die keine Patienten waren.

Oft saß Rubinstein im Keller, bei Viktor, dem Heizer. Viktor hatte Sorgen, weil er seine Frau sehr liebte und sich ihrer so oft unsicher war. Denn Viktor hatte ein Bein verloren.

Der Heizer zeigte Rubinstein etwas Wunderbares: Es gab unten aus dem Heizungskeller einen Gang in den Keller des Nachbarhauses, von dort einen Durchbruch zum nächsten und übernächsten und immer weiter durch die ganze Straße, das ganze Viertel.

Die Luftschutzwarte hatten diese Verbindungen geschlagen. Denn in jeder Bombennacht stürzten Häuser zusammen und verschütteten die Keller, in die sich die Bewohner flüchteten. So kamen die Eingeschlossenen über Nachbarhäuser wieder ans Tageslicht. Für Rubinstein öffneten sich wunderbare Wege durch den Untergrund.

Rubinstein sagt: »Das Krankenhaus war voller Agenten.«

Und Gefahren: Pater Stromberg, so schien es Rubinstein, wuchs zu einer Gefahr heran. Der Jesuit kam immer wieder auf den Ostarbeiter Turski zu. Er wollte ihm die Beichte abnehmen. Aber Rubinstein wollte nicht beichten. Der Pater bangte um Turskis Seelenheil. Aber Rubinstein bangte um sein Leben. Wollte der Priester ihn überführen?

Immer wieder sei Pater Stromberg an ihn herangetreten. »Ich weiß nicht, auf welcher Seite er gestanden, ob er gearbeitet für die Nazis.«

Oder ob er umgekehrt Rubinstein für einen Spitzel der Gestapo hielt? Werner hatte Rubinstein einmal im Krankenhaus aufgesucht. Hatte Stromberg ihn mit dem Offizier gesehen? Danach sei Stromberg noch mißtrauischer gewesen. »Hatten sie gehabt Angst vor mir?« Rubinstein rätselte, und er rätselt noch immer. »Aber daß eine Nonne mich ermorden wollte«, sagt Rubinstein, »das kann ich immer noch nicht glauben.« Sie rief ihn: »Herr Turski, Herr Turski, auf dem Dach, der Fahrstuhl brennt.« Das war 1945, die Russen waren schon in der Stadt. Er rannte auf das Dach, aber am Fahrstuhl war kein Feuer. Da schoß jemand mit einer Maschinenpistole vom Nachbardach. Die Kugeln schlugen gegen den Fahrstuhlmotor. Ein Querschläger traf Rubinstein. Blutend schleppte er sich die Treppe hinunter zu Vincenza. »Da war kein Feuer, aber eine Gewehrmaschine hat auf mich gewartet.«

Es war eine leichte Verletzung. Am nächsten Tag sagte die Schwester: »Da ist ein Wagen angekommen, mit Reis und Zucker. Herr Turski, könnten Sie das bitte abladen.«

Flüchtlingsfamilien saßen mit ihm im Flur. Eine Frau sagte: »Das kann mein Sohn machen.« Er war 16 Jahre alt, und sie schickte ihn auf die Straße. Als er das Haus verließ, wurde er erschossen. Rubinstein denkt oft an die Mutter und den toten Jungen. »Er lief in die Kugeln. Die waren eigentlich für mich bestimmt.«

Die plagende Ungewißheit eines alten Mannes, der nach fast sechzig Jahren rätselt, warum diese Salven aus der Maschinenpistole auf ihn abgefeuert wurden.

Die Rote Armee war in der Stadt, Haus für Haus wurde erobert. Fanatisierte Nazis, die sich Wehrwölfe nannten, versteckten sich in Häusern und Ruinen. Viele Russen fielen in diesen letzten Tagen des Krieges im Kampf um Berlin. Die Berliner krochen in die Keller. Die Eroberer waren nervös. Zu viele von ihnen waren aus dem Hinterhalt erschossen worden.

Das Franziskuskrankenhaus war voller Menschen. Sie drückten sich durch die Keller, suchten Schutz bei den Schwestern.

Sylvin Rubinstein hat den Russen den Hintereingang des Franziskuskrankenhauses geöffnet. Er begrüßte die Soldaten auf russisch und sagte: »Dies ist ein gutes Haus. Die Schwestern haben vielen Menschen das Leben gerettet, Juden und Russen.« Und er verlangte nach einem Offizier. Dann hat Rubinstein selbst ein Schild geschrie-

ben, daß dieses Haus unter dem Schutz des sowjetischen Oberkommandos steht. Der russische Offizier hat ihm später einen Stempel darauf gedrückt. Rubinstein sagt: »Die haben nicht geplündert. Und es gab keine Vergewaltigung.«

Auch die alten Schwestern, die heute im Mutterhaus des Ordens in Thuine leben, können sich noch gut daran erinnern, daß das Krankenhaus voller Menschen war, die aus dem Keller kamen, und plötzlich die Russen im Haus standen, weil sie durch den Hintereingang gekommen waren. Das eine oder andere Kreuz, erinnern sie sich gut, hätten die russischen Soldaten damals schon gestohlen, und sie haben auch Sachen in den Hof geworfen, aber sie alle hätten sich gewundert, daß in ihrem Haus nicht eine Frau angerührt wurde. Denn von überall hörten sie von schlimmen Vergewaltigungen, und es waren viele junge Frauen im Haus, nicht nur die Schwestern. Nur der Doktor Goldfasan, vor dem sie alle gezittert hatten, hatte sich eine Kugel in den Kopf geschossen, als die Russen kamen.

Die jungen Schwestern wußten damals nicht, daß ein Teil ihrer Langzeitpatienten Juden waren. Sie wußten nur, daß sie nicht fragen durften. Erst nach dem Krieg haben sie darüber gesprochen. Allein die gute Schwester Vincenza glauben sie, war eingeweiht, jene Vincenza, von der Rubinstein so böse denkt.

Schwester Stanislawka, die über neunzig ist, kann sich noch gut an Sylvin Rubinstein erinnern. »Der schlanke, junge Mann«, sagt sie. Für den habe sie nicht beten müssen, er schien ihr fromm genug: »Immer hat er in der Kapelle gesessen. Er hat soviel geweint.«

XXXI

Sylvin Rubinstein geht an den großen Schrank, kramt eine Schachtel hervor und pustet über den Kartondeckel. Staubflusen schweben in den Raum. Der alte Tänzer hat die Schachtel lange nicht herausgenommen, mit einem Füllhalter oder einem Bleistift geschrieben. Rubinstein legt sie auf die Knie, die Hand streicht über die großen Papierbögen, die Lippen spitzen sich und bleiben doch ohne Laut. Die Partituren leben als Ohrwürmer in seinem Kopf.

Einige der Partituren hatte ihm damals der Musiker in der Nassau-

schen Straße geschrieben. Rubinstein ist häufig bei ihm gewesen, er hatte ihn auch im Krieg getroffen. Das war in Berlin-Wilmersdorf.

Rubinstein ist einmal wieder in Berlin gewesen. In der Schröder-Zeit, das erste Mal nach mehr als fünf Jahrzehnten, jetzt wo Berlin wieder die Hauptstadt war und viele nach Berlin strömen und die Eisenbahnen und Flugzeuge wieder die Talente in die Stadt werfen.

Er hat in der Fasanenstraße gestanden, vor dem Gebäude der jüdischen Gemeinde, und alles war entzaubert, dort, wo Rubinstein damals die Kerze in der Synagoge angezündet hatte. Die Bomben der Air Force hatten den versteckten Juden Rubinstein nicht getroffen, die Gestapo kriegte ihn nicht. Die Synagoge war ausgebrannt, damals, weil die nationalsozialistischen Horden 1938 Feuer gelegt hatten, aber sie stand noch, in Ruß, verbrannten Bänken und Schutt stand die Synagoge noch in ihrer Würde.

Einige Monate später hatten Bomben die Synagoge zerstört. In der Wut darüber, daß nichts mehr so sein sollte, wie es gewesen war, kam ihm nun bei seiner Rückkehr alles wieder in den Kopf, und er ist losgerannt, durch die Autoschlange auf dem Kurfürstendamm gerannt – »schnell, schnell« –, die Fasanenstraße hinauf bis zur Trautenaustraße. Hier: In Haus Nummer 10 hatte damals die Familie Pfeiffer gelebt, Hinterhof rechts, Erdgeschoß. Im Hof war der tschechische Schneider. Pfeiffers hatten die Toilette außen, vom Hof zu betreten, gleich neben dem Treppenhaus. Im Krieg wimmelte es dort von Ratten. Der Name steht nicht mehr an der Tür. Pfeiffers leben hier nicht mehr.

Wahrscheinlich sind sie längst verstorben. Pfeiffer war schon ein älterer Landser gewesen. Er hatte im Regiment des Majors gedient, vor dessen Fotografie jede Nacht die Kerze brennt.

Die Ratten sind fort, und auch die Sickergrube, in der sie sich aalten. Und den tschechischen Schneider im Hinterhof gibt es auch nicht mehr. Im Vorderhaus hat jetzt ein griechischer Schneider seine Werkstatt. Nur die Toilette ist immer noch auf dem Hof. »Schnell, schnell, weiter!«

Der alte Mann rennt zur Ecke Trautenu-/Nassauische Straße. An der Ecke hatten die Müllers einen Gemüseladen. Auch sie waren Freunde vom Major gewesen. Sie wohnten hinter dem Laden, und auch bei ihnen hielt sich Rubinstein versteckt, 1944, als er die Urbanstraße hatte verlassen müssen.

Sie waren beliebt, die alten Nachbarn kannten sie, und sie kannten die alten Nachbarn. Aber es gab neue Nachbarn in der Straße, denn viele von den alten waren abgeholt worden. In fast jedem der gutbürgerlichen Wilmersdorfer Häuser wohnten jüdische Familien. Wenn die neuen Nachbarn in den Laden kamen, saß Rubinstein im Keller und band Suppengrün.

In einer Winternacht, es war Alarm, da hatte der alte Herr Müller mit seiner Tochter und anderen aus der Familie die Leiche seiner Frau durch die Straßen getragen, zum jüdischen Friedhof. Eingewickelt in einem Tuch, haben sie die Ehefrau und Mutter beigelegt, in der hart gefrorenen Erde. Sie war in der Wohnung gestorben. Niemand hatte gewußt, daß sie eine Jüdin war.

Der alte Rubinstein hat geklingelt, dort wo einmal der Gemüseladen war. Jetzt ist dort ein Büro. Ein junger Mann hat aufgemacht, mit rotblondem Haar und einem Bart. Ein Mountainbike hat auf dem hell abgezogenen Holzboden gestanden, Computer auf den Tischen. Der junge Mann entwickelt Software: »Visual qualitative Data«. Rubinstein ist durch die Räume gegangen. Hier hatte das Ehepaar geschlafen, dort die Tochter, daneben Rubinstein. Auch die Klappe zum Keller ist nur verdeckt, hinter der Wand in einem anderen Büro. Rubinstein hatte nur kurze Zeit auf dem Kanapee geschlafen, das dort nicht mehr steht, in dem kleinen Raum gleich neben dem Eingang von Treppenhaus. Aber alles ist präsent.

Der junge Computermann hat die alte Frau Müller noch gekannt. Sie war doch gestorben, hat Rubinstein im ersten Moment entgegnet, im Krieg. Doch dann ist dem alten Mann klar, daß der Computermann die junge Frau Müller noch gekannt hat, die längst die alte Frau Müller geworden war. Es ist ja jetzt fünf Jahrzehnte her, daß die Müllers aus den kleinen Räumen hinter dem Laden in die Wohnung von George Grosz gezogen waren, im ersten Stock. Am Haus hängt heute eine blaue Tafel, auf der geschrieben steht, daß der berühmte Karikaturist hier gelebt hat und 1933 aus dem »brodelnden Kessel« geflohen ist. »Wer den Kessel heizte, sah man nicht, man sah ihn nur lustig brodeln und fühlte die immer stärker werdende Hitze«, schrieb Grosz in seinen Memoiren, »an allen Ecken standen Redner, überall erschollen Haßgesänge. Alle wurden gehaßt: die Juden, die Kapitalisten, die Junker, die Kommunisten, das Militär, die Hausbesitzer, die Arbeiter, die Arbeitslosen, die Schwarze Reichswehr, die Kontroll-

kommissionen, die Politiker, die Warenhäuser und nochmals die Juden ... Es war eine völlig negative Welt, mit buntem Schaum oben auf, den viele für das wahre, das glückliche Deutschland vor dem Anbruch der neuen Barbarei hielten. Fremde, die uns damals besuchten, ließen sich nur zu leicht durch das scheinbar sorglose, lustige, wirbelnde Leben an der Oberfläche täuschen, durch die Nachtlokale und die sogenannte Freiheit und Kunstblüte. Aber das war eben doch nur bunter Schaum, nichts weiter.«

Maria und Sylvin schwebten auf diesem Schaum. »Die Menschen haben uns geliebt. Wir mußten immer wieder raus auf die Bühne, mein Schwesterchen und ich. Sie haben uns gefressen mit ihren Augen.« Sie waren nicht lange in Berlin, als die Luftblasen plötzlich zerplatzten.

Für die Müllers und ihren Gemüseladen hängt kein Schild am Haus. Daß der Laden einmal ein Versteck gewesen war, weiß nur Sylvin Rubinstein.

Der junge Computermann, der jetzt hier wohnt, hat viel gelesen über die Nachbarschaft. Auch der linke Plakatkünstler John Heartfield hatte in der Nähe gelebt, erzählt er, der mit dem berühmten Plakat mit Adolf Hitler darauf, dem das Großkapital die Scheine zusteckt. Eigentlich hieß er Herzfelde. Und während dieser junge Mensch mit leichter Stirnglatze und rotblondem Resthaar redet, sieht der alte Mann ihn genau an und unterbricht: »Sag amal. Du bist a jiddisches Jingle?« Der junge Mann wird rot und sagte: »Aber ich gehe nicht in die Synagoge.«

Rubinstein ist versöhnt und erkundigt sich, was der junge Mensch an diesem großen Bildschirm macht, der auf seinem Schreibtisch steht. Der demonstriert stolz sein Programm. Auf dem Monitor erscheinen Fernsehinterviews, und daneben läuft der Text, den die Interviewten sprechen, herunter, per Mausclick in jeder beliebigen Übersetzung. Das läßt sich für vieles verwenden. Gerade spricht eine Roma über Mord und Verfolgung, ein Interview, aufgenommen von der Holocaust-Stiftung des Spielfilmregisseurs Steven Spielberg. Der alte Tänzer ist froh, daß der junge Computermann den Laden gemietet hat, den Müllers hätte der Nachmieter gefallen. Dann erzählte Rubinstein ihm noch mehr von der Straße, von der bösen Nachbarin, die Obermüller hieß und eine fanatische Hitler-Anhängerin war. Als die Russen sie aber 1945 abholen wollten, hat Rubin-

stein für sie gut gesprochen, weil sie so nette Kinder hatte. Und er erzählt von dem Professor, der in der Straße wohnte und ein Freund von Kurt Werner war, und den die Russen holten. Und er erzählt von Kurt Werner.

Rubinstein hatte damals nur Maria gesucht. Er hatte Freunde in Berlin gefragt, Menschen aus dem Theater und Varieté. Er hatte sie in Warschau suchen lassen. Er hatte in Berlin die Baronin Wrانicke wiedergefunden, eine Nachbarin, zu der er sich durchgefragt hatte, wußte ihre neue Adresse. Aber die Baronin nahm ihn in die Arme und fragte: Wo ist deine Schwester? Es gab kein Lebenszeichen von Maria. Es gab nur die Berichte von den Konzentrationslagern.

Er hat auf Kurt Werner gewartet. In dessen Biedermeiermöbeln in der Urbanstraße lebten jetzt Ausgebombte und ließen den ehemaligen Zwangsarbeiter Turski und Juden Rubinstein nicht über die Schwelle.

Als sich Werner lange Zeit nirgendwo meldete, auch bei seinem Bruder nicht, ist Rubinstein zur amerikanischen Kommandantur gegangen, irgendwo in Dahlem. Ein junger GI lümmelte sich hinter seinem Schreibtisch. »Ich sehe die Nuß«, erinnert sich Rubinstein, »und sage: Schalom.« Der Amerikaner sprach ein paar Worte jiddisch, und gut deutsch, er stellte zwei Gläser auf die Schreibtischplatte und bot Rubinstein einen Whisky aus der Flasche an, die er aus der Schublade nahm. Aber Rubinstein trank nicht.

Sie redeten lange miteinander, der Tänzer berichtete ihm von einem deutschen Offizier, mit dem er jüdische Kinder zu einem Kloster brachte, die der alte Rabbiner versteckte, und den alle in der kleinen polnischen Stadt Krosno grüßten, Polen und Juden, freundlich, mit den Augen, der ihn in seiner Wohnung versteckt hatte, und den er »Vater Kurt« nannte. Der Amerikaner hörte ihm zu. Dann sagte er: »Wenn er bei uns ist, ist er in einer Woche bei Ihnen.« Und so war es. Fünf Tage später stand eine Elendsgestalt in kurzen, abgerissenen Hosen in Rubinsteins Tür.

Kurt Werner war bei seiner alten Wohnung gewesen, wo es keinen Platz mehr für ihn gab, er war durch die Trümmerfelder gelaufen, und das war nicht mehr sein Berlin. Jetzt saß Werner bei Rubinstein in der Fasanenstraße, zwischen den Dosen, Zigaretten, dem Wodka und den Schuhen. Und dem roten Kleid.

Ihr gemeinsames Schließfach bei der Dresdner Bank gab es nicht

mehr, in das sie beide den Schmuck gelegt hatten, den sie noch besaßen.

»Bleiben Sie hier«, sagte Rubinstein, und beinahe hätte er wieder »Herr Major« gesagt. »Ich mache Handel, ich kann uns beide gut ernähren.«

Aber Werner hatte Freunde bei Stuttgart, und er wollte keinen Handel treiben.

Rubinstein wollte ihm Geld geben, und Schmuck, den er auf dem Schwarzmarkt getauscht hatte, aber Werner wollte ihn nicht nehmen. Wenigstens andere Hosen, ein Hemd und einen Mantel nahm er gerne an. Er bemerkte nicht, daß Rubinstein ihm beim Abschied Geld und Schmuck in die Taschen steckte.

So war das, sagte Rubinstein dem Computermann, und dann mußte er gehen. Denn nur zwei Häuser entfernt von dem Software-Büro wohnte der Musiker, der Rubinstein damals die Partituren geschrieben hatte. Für den Musiker hängt in Wilmersdorf jetzt ebenfalls eine Erinnerungstafel an der Wand: »Hier lebte von 1936 bis 1949 Gerhard Winkler.« Geburtsdatum und Sterbetag und der Hinweis: »Populärer Komponist. Schrieb hier die ›Capri-Fischer‹ und das ›Chianti-Lied‹.«

Der Tänzer auf St. Pauli legt die Partituren an die Seite. Es mußte weitergehen, damals.

XXXII

Sylvin Rubinstein nimmt eine Engelsfigur aus schwarzem Holz vom Fensterbrett und wiegt sie in seinem Arm. »Auch Juden haben Engel«, sagt Rubinstein, »schwarze Engel.« Man wird diesen Engel nicht finden in der jüdischen Religion und Überlieferung. Er ist kein Luzifer. Es stehen mehrere dieser schwarzen Figuren zwischen dem Heer der tausend kleinen Statuetten und Flamencopuppen in der Wohnung auf St. Pauli, eine kleine Figur trägt Rubinstein neben dem Davidstern an einer Kette um den Hals, wie einen Talisman. »Der schwarze Engel«, sagt Rubinstein, »ist der Racheengel.«

Rache schenkt keinen Frieden.

Die toten Gestapo-Männer in Berlin, das Attentat in der Meinicke-

straße 10, die Handgranaten auf das Deutsche Haus in Krosno in Südpolen, sie können den Gram nicht zersprengen. Nicht das Feuer in den Autos der SS. Nichts kann Rubinstein erlösen. »Ich weiß nicht, was ist in mir«, sagt der alte Tänzer. »Ich besitze in mir eine große Grausamkeit. Ich kann mich waschen, ich kann mich baden, die Seele kann ich nicht abwaschen. Ich kann nicht abspülen die Rache.«

Rubinstein hat lange gebetet. Gleich wird es draußen hell werden. Dann wird Rubinstein den Jurek wecken, der in dem Zimmer auf der anderen Seite der Wohnung schläft. Gut, daß der Jurek da ist. Rubinstein kann nicht allein sein, nicht ganz allein, nicht nachts. Der Jurek ist vor ein paar Jahren aus Polen nach Hamburg gekommen. Rubinstein hat den Schweißer aufgenommen, der ausgerückt war aus einem Dorf in Masuren. Jurek kommt jetzt immer wieder nach Hamburg und handelt auf dem Flohmarkt. Rubinstein hat ihn ausgebildet. Er weiß jetzt, daß Silber riecht, wenn man es reibt, und Gold warm wird. Und wenn Rubinstein »der Jurek« sagt, klingt dieses »der«, wie es bei Eltern klingt, die über einen braven Sohn reden.

Nachts steht Jurek oft neben der Chaiselongue, weil Rubinstein wieder geschrien hat. Weil die Eierschalen knistern, die im Warschauer Treppenhaus verstreut waren. Und weil es bedeutet, daß sie gleich kommen. Der Lastwagen wird anfahren. Der Trottoir ist nur für Deutsche!

Die Zeit wird nichts vergessen machen. Nicht die weiße Kinderhand, die sich durch das Loch in der Gettomauer zwängt, einige Zentimeter weit in den arischen Teil Warschaus. Sie wollte Brot. Träume versperren sich dem Vergessen.

Und Jurek sorgt sich, weil Rubinstein hustet, als würde die Lunge zerreißen. Rubinstein wird Jurek nicht wecken.

Am Schrank hängt das neue Kleid, ein Zigeunerkleid. Diese Hände haben wochenlang daran genäht, Stich um Stich, Schicht um Schicht, Rüschen, Tüll, Pailletten. Rubinstein näht immer neue Kleider für Dolores. Schränke, Kisten, Truhen voller Kleider. Maria hatte jeden Abend andere Kostüme an, für jeden Auftritt. Und das Parfüm wehte weit hinauf in den Rang, damals in der Scala. Dann waren die vier Wochen um, und sie sind in ein anderes Theater gezogen, eine andere Stadt, ein anderes Land.

Rubinstein geht an den Herd und schüttet neues Wasser in die Emailleschüssel. Er rührt den Dachshaarpinsel im Seifennapf, Rubinstein rasiert sich nur mit Kernseife, er zieht die Klinge durch den Schaum. Die Wangen darunter sind glatt. »Ich bin 87, aber ich habe wenig Falten.« Dolores durfte nicht alt werden. Die Mutter hatte den Zwillingen gesagt, gute Menschen bekämen keine Falten. Maria hat nie Falten bekommen. Rubinstein zieht einen Nylonstrumpf über das graue Haar, er strafft die Gesichtshaut, es ist ein alter Artistentrick.

Rubinstein zieht den Schminkkoffer unter der Kommode hervor, die schäbige Holzkiste. Es ist die alte Schminke von Leicher. Sie ist noch immer großer Mist, nur die Abschminke war gut. Dolores tuscht die Wimpern, so wie früher, mit etwas Schuhcreme. Damals haben die Geschwister immer noch etwas Zichorie auf die Wangen getan. Heute morgen wird es ohne gehen. Dolores stülpt eine Perücke über den Kopf und schlüpft in die Lackschuhe. Und steigt in das neue Kleid mit den vielen Rüschen. Es paßt, wie alle anderen Kleider passen. Dolores ist schlank.

Unter den Kissen warten die Kastagnetten.

»Hochzeit, Reichtum, Traurigkeit, du bist verzweifelt, du bist in Gefahr, das muß alles im Körper drin sein«, sagt Rubinstein, »du mußt ausarbeiten das, das muß bei dir kochen, wenn du rauskommst. Du mußt alles den Menschen geben, die Freude, aber auch die Trauer, alles ist in deinen Bewegungen.« Rubinstein tritt in die Mitte der kleinen Küche. »Wenn du rauskommst, bist du wie ein Katze auf der Jagd, langsam.« Stolz legt sich über die Pose.

»Du mußt mit deinen Augen hineinstecken in die Menschen, dann drehst du dich nach rechts und nach links, und dann der Absatz, und dann gehst du wie ein Pfau. Das Tuch ist fünf Meter weg, und dann arbeiten die Kastagnetten, und die Traurigkeit kommt.«

Die Füße geben ein Tremolo. Eine grazile Armbewegung spannt das Kleid zu einem Fächer. Und die ganze Würde des Flamenco erfüllt die welke Wohnung in Hamburg-St.-Pauli.

Sie sind schmal geworden, die Bretter, die einmal die Welt bedeuteten. Der Vorhang ist nur noch eine alte Gardine, die Bühne eine Nähtischplatte im Korridor, in den eine gnädige Morgensonne ein warmes Scheinwerferlicht vom Hinterhof hereinwirft. Blaue Äderchen überspannen die Beine der Dolores. Sie sind alt geworden, fast

so alt wie das Jahrhundert, aber sie tanzen wie früher. Und aus den Augen der Dolores strahlt der Glanz des Varietés.

»Wenn ich habe getanzt, ich habe gehabt mein Schwesterlein immer dabei.«

Nachwort

Dieses Buch über den Tänzer Sylvin Rubinstein ist in vielen Tagen und Nächten entstanden, in denen der alte Mann sein Leben erzählte. Es waren oft intime Gespräche, und manchmal war ich nicht sicher, was daraus öffentlich werden sollte. Wir sind zusammen zu den Orten gereist, die Rubinstein Jahrzehnte, nachdem er sie verlassen hatte, wiedersah. Es waren beschwerliche Reisen, weil sie aufwühlten.

Sylvin Rubinstein erinnert sich in Szenen, die einander überdecken, unauslöschbare Bilder, die jede Chronologie zerreißen. Er ist ein Tänzer, dessen Sprache die Bewegung, ein Künstler, dessen Erzählrahmen eine Bühne ist und dessen Adressat immer auch Publikum. Er läßt Atemlosigkeit entstehen, und Trauer, unter deren Last er plötzlich selbst zusammensackt. So bekommt das, was nicht Geschichte werden will, in dieser Wohnung auf St. Pauli eine erdrückende Präsenz. Und es beschleicht den Autor die bittere Gewißheit, daß, wenn dieses in jiddischer Syntax gesetzte Deutsch, das auf St. Pauli ein Versteck gefunden hat, einmal verstummt sein wird, etwas verloren ist, das dieses Buch nicht bewahren kann. Und es wächst beim Zuhören mehr Ungewißheit über die Zeit des Nationalsozialismus, als alle Historikerdebatten klären können.

In dem Leben dieses Tänzers ist so vieles geschehen, daß fast Zweifel kommen, wie alles hineinpassen konnte. Oft stand ich mir beim Aufschreiben all dieser Erzählungen selbst im Wege, weil ich nicht fassen konnte und manchmal nicht glauben wollte, was mir der alte Mann, der zum Freund wurde, erzählte, und sich Mißtrauen über das Gespräch legte, weil meine Phantasien, diese begrenzten Vorstellungen, die sich einer macht, der im geschützten Raum der Bundesrepublik aufgewachsen ist, nicht ausreichten, um wirklich zu erfassen, was Todesangst ist, und welcher Mut aus dieser Angst wachsen kann.

Weil doch die Bilder, die wir uns machen, immer Bilder bleiben und nur unsere eigenen Bilder sind. Wie sollen wir uns den Schrei einer Mutter vorstellen, deren Kind vor ihren Augen erschossen

wird? Vielleicht haben wir eine Ahnung davon in dem Moment, in dem wir unseren Kindern übers Haar streichen, wenn wir mit der Wange über den ersten Haarflaum eines Babys streifen. Aber können wir die Wut und Entschlossenheit ermessen, die daraus wächst, zugehört zu haben, bei dem Mord an einem kleinen Mädchen, das gerade noch auf dem Gehweg hüpfte?

Zu Recht, sagen uns Psychologen und Historiker, zweifeln wir. »Oral history«, schon der Begriff hat Hautgout, was die Alten erzählen, ist gefärbt und faul.

Aber dann, wenn nur irgendein Bericht eines Gestapo-Bürokraten auftaucht, der liegengeblieben ist in irgendeinem Archiv, sind wir beschämt über unseren Argwohn. Weil er schwarz auf weiß festhält, daß das Erzählte genauso gewesen sein muß, oder kann, oder war. Der Plan eines Gefangenenlagers: genau wie Rubinstein es beschreibt. Berichte über Überfälle und Befreiungen. Das Foto des Friseurladens in der Gettomauer, zufällig aufgenommen von einem Wehrmachtssoldaten, genau dort und genauso wie Rubinstein seinen Fluchtweg schildert. Namen, die sich in Archiven wiederfinden, und Ortsbeschreibungen, wie sie sich mit alten Stadtplänen decken. Zeitzeugen, die sich an den Tänzer erinnern, darunter einer, der erst nach Abschluß dieses Manuskriptes bei Recherchen gefunden wurde und der erzählt, daß viele Menschen in Krosno Sylvain Turski, alias Rubinstein, ihr Überleben zu verdanken hätten. Für vieles aber gibt es keine Quelle außer der Erinnerung.

Wir wissen, daß das menschliche Gedächtnis trügerisch ist, Hoffnungen und Wünsche verwoben werden mit Erlebtem, Wünsche irgendwann in der Erinnerung erfüllt, Taten vollbracht werden und das Immunsystem der Seele Zellen, die selbstzerstörerisch wuchern, aus der Erinnerung brennt.

»Die in uns schlummernden Erinnerungen sind nicht in Stein gemeißelt; sie zeigen nicht nur die Neigung, sich mit den Jahren zu verflüchtigen, oft verändern sie sich oder werden sogar umfangreicher, wobei sie fremdbestimmte Züge in sich aufnehmen ... Das geringe Vertrauen in unser Gedächtnis wird erst dann zufriedenstellend erklärt sein, wenn wir wissen, in welcher Sprache, in welchem Alphabet es geschrieben ist, auf welches Material und mit welcher Feder.« Diese Skepsis gegenüber sich selbst hat Primo Levi seinem Buch über Auschwitz vorangestellt. »Uns sind einige

Mechanismen bekannt, die unter besonderen Umständen die Erinnerung verfälschen«, schreibt Levi, »Traumata, und keineswegs nur zerebrale; die Interferenz anderer ›konkurrierender‹ Erinnerungen; abnorme Bewußtseinszustände; Repressionen; Verdrängungen.«

Von dieser Art sind auch Sylvain Rubinsteins Erinnerungen, denn seine Erlebnisse holen ihn immer wieder ein, sie quälen ihn, sie lassen ihn nicht schlafen, sie gewähren ihm keinen Moment der Ruhe, sie lassen ihn weinen und beten. Und vieles wurde in unseren Gesprächen wieder hervorgeholt, was gut verstaubt war, um nicht immer wieder zu schmerzen. Und manches verändert sich beim zweiten oder dritten Erzählen.

Dem Abbau anheimgefallen sind oft politische Zusammenhänge, sind die Jahreszahlen, selten die Jahreszeiten. Aber wie nach Kalendertagen fragen, wo doch ganze Jahre zu einer Stunde zusammenschmolzen sind, wo nach einem roten Faden suchen durch dieses Leben, das doch ein Knäuel ist aus tausendmal Angst und einmal Liebe. Was Rubinstein erinnert sind Momente, zurück kommen Schmerz und manchmal Freude, Scham, Reue, Rachedurst und Triumphgefühle. Was vor Jahrzehnten geschah, martert ihn heute. So ist das, was Rubinstein erzählt, nicht Vergangenheit, es ist Gegenwart für den alten Mann auf St. Pauli.

Wenn ich dem Buch gelegentlich historische Quellen hinzugezogen habe, ging es mir nicht um Beweisführungen, sondern um eine historische Einordnung des Subjektiven. So legen sich beim Autor Bilder anderer Zeugen über die Rubinsteins, und wieder neue Bilder entstehen beim Schreiben und beim Lesen. Auch Rubinsteins Erinnerung an den Wehrmachtsoffizier, der jüdische Kinder versteckte und mit Partisanen paktierte, ist kein Beitrag zu Debatten unter Historikern. Kurt Werner ist jemand, der lebt in Rubinsteins Gefühlen, mit denen er ringt, bis heute.

Kurt Werner, der im Alter sein Augenlicht verlor, ist am 25. September 1979 verstorben. Er hat nach dem Krieg nie über seine Zeit in Polen gesprochen. Vielleicht, weil niemand danach fragte, vielleicht, weil es nicht das politische Klima war, über diesen »Vaterlandsverrat« zu reden.

Die Verschwörer des 20. Juli waren nur Helden für wenige. Es hat bis in die neunziger Jahre gedauert, bis die »Spione« der Roten Ka-

pelle in der Bundesrepublik einen Platz unter den Geehrten des Widerstandes zugestanden bekamen.

Die Vorstellung vom Nationalsozialismus als einem perfektionierten System, dem sich keiner entziehen konnte, prägte die Diskussionen der Nachkriegszeit und erteilte Mitläufern Absolution. Werner und seine Kameraden mögen beschämen, weil sie zeigen, daß man auch anders handeln konnte.

PS: Während dieses Buch entstand, ist das Wildkaninchen, Rubinsteins kleiner Freund der Nacht, gestorben.

Hamburg, Juli 2000

Kuno Kruse

Kunokruse@aol.com

Literatur

Bücher, die mir geholfen haben, die Berichte Sylvin Rubinsteins in ihre Zeit einzuordnen, Fragen zu stellen und Antworten zu verstehen (aus den mit * versehenen Titeln habe ich zitiert):

*Udo von Alvensleben, *Lauter Abschiede*

Götz Aly, *Endlösung*

*Götz Aly, Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung*

*Götz Aly, *Macht, Geist, Wahn*

Ruth Andreas-Friedrich, *Der Schattenmann*

*Isaak Babel, *Ein Abend mit der Kaiserin – Tagebuch 1920*

Wladyslaw Bartoszewski, *Der Todesring um Warschau 1939–1944*

Wladyslaw Bartoszewski, *Es lohnt sich, anständig zu sein*

*Rainer Berg, *Variété – Gutgelaunt durchs Wirtschaftswunder*

Hans Coppi, Jürgen Danyel, Johannes Tuchel, *Die Rote Kapelle*

Marion Gräfin Dönhoff, *Um der Ehre willen*

Verena Dorn, *Reise nach Galizien*

Tilla Durieux, *Eine Tür steht offen*

Joachim Fest, *Staatsstreich*

Hans-Joachim Gehrke, *Warszawa 1940–1941*

Alexander Granach, *Da geht ein Mensch*

Arnold Groh, *Jiddisch Wort für Wort*

*George Grosz, *Ein kleines Ja und ein großes Nein*

Benny Härlin, Michael Sontheimer, *Potsdamer Straße*

*Wolfgang Jansen, *Und abends in die Scala*

Wolfgang Jansen, *Glanzrevuen der zwanziger Jahre*

Yoram Kaniuk, *Adam Hundesohn*

Ursula Kardorff, *Berliner Tagebuch*

Walter Kiaulehn, *Berlin – Schicksal einer Weltstadt*

Hanna Krall, *Dem Herrgott zuvorkommen*

Stanislaw Lem, *Das hohe Schloß*

*Primo Levi, *Ist das ein Mensch?/Atempause*

Anne Michaels, *Fluchtstücke*

Pem, *Heimweh nach dem Kurfürstendamm*

- *Joseph Roth, *Juden auf Wanderschaft*
 Joseph Roth, *Hotel Savoy*
 *Ruta Sakowska, *Menschen im Getto*
 *Thomas Sandkühler, »*Endlösung*« in *Galizien – Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiative von Berthold Beitz* (Der Arbeit Thomas Sandkühlers ist auch das auf S. 199 f. abgedruckte Sonett von Günther v. Jordan entnommen.)
 Hans-Rainer Sandvoß, *Widerstand in Kreuzberg*
 Hans-Rainer Sandvoß, *Widerstand in Neukölln*
 Ute Scheub, *Verrückt nach Leben*
 Günter Schwarberg, *Das Getto*
 *Tomasz Szarota, *Warschau unter dem Hakenkreuz*
 Andrzej Szczypiorski, *Die schöne Frau Seidenman*
 *Wladyslaw Szpilman, *Das wunderbare Überleben*
 Roman Vishniac, *Verschwundene Welt*
 Bruno E. Werner, *Die zwanziger Jahre*
 E. Thomas Wood, *Stanislaw M. Jankowski*
 Peter Zadek, *My Way*
 Alfred de Zayas, *Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle*